

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Marisha Pessl**  
**Die amerikanische Nacht**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

## PROLOG

New York City, 02:32 Uhr

Jeder hat eine Cordova-Geschichte, ob er will oder nicht.

Vielleicht hat Ihr Nachbar einen seiner Filme in einer alten Kiste auf dem Dachboden gefunden und seitdem nie wieder allein einen dunklen Raum betreten. Oder Ihr Freund hat eine illegale Kopie von »In der Nacht sind alle Vögel schwarz« im Internet gefunden und sich, nachdem er den Film gesehen hat, geweigert, darüber zu sprechen, als sei es eine entsetzliche Tortur gewesen, die er nur knapp überlebt hat.

Was auch immer Sie von Cordova halten, egal wie besessen Sie von seinem Werk sind oder wie gleichgültig es Ihnen ist – man muss ihm gegenüber Position beziehen. Er ist ein Abgrund, ein schwarzes Loch, eine unbestimmte Gefahr, der erbarmungslose Ausbruch des Unbekannten in unserer überbelichteten Welt. Er lebt im Untergrund und nähert sich ungesehen aus den dunkelsten Ecken. Er wartet unter der Eisenbahnbrücke am Fluss, wo die verschwundenen Beweisstücke liegen und die Antworten, die niemals ans Licht kommen werden.

Er ist ein Mythos, ein Monster, ein sterblicher Mensch.

Und trotzdem kann ich nicht umhin zu glauben, dass Cordova sofort bei Ihnen ist, wenn Sie ihn am meisten brauchen, wie ein mysteriöser Gast auf einer überfüllten Party, der Ihnen am anderen Ende des Raumes auffällt. Im nächsten Augenblick steht er *direkt* neben Ihnen bei der Bowle, und wenn Sie den Kopf wenden und beiläufig nach der Uhrzeit fragen, starrt er Sie an.

Meine Cordova-Geschichte begann zum *zweiten* Mal in einer regnerischen Nacht Mitte Oktober, als ich einer dieser Männer war, die immer im Kreis laufen, um so schnell wie möglich nicht von der Stelle zu kommen. Ich joggte nach zwei Uhr nachts um den Reservoir See – eine riskante Angewohnheit, die ich im Jahr zuvor angenommen hatte, als ich zu müde zum Schlafen gewesen war und von einer Trägheit getrieben, die ich mir nicht erklären konnte. Ich hatte jedoch das dumpfe Gefühl, dass der beste Teil meines Lebens hinter mir lag und mein Sinn für die Möglichkeiten, der mir als jungem Mann angeboren schien, verschwunden war.

Es war kalt, und ich war klatschnass. Der Schotterweg war mit Pfützen zerfurcht, das dunkle Wasser des Reservoir Sees in Nebel gehüllt. Er hing im Schilf am Ufer und radierte den äußeren Rand des Parks aus, als wäre dieser bloß Papier mit abgerissenen Ecken. Von den Prachtbauten der Fifth Avenue konnte ich nur ein paar goldene Lichter erkennen, die in der Finsternis glühten und sich im Uferwasser spiegelten wie matte Münzen, die jemand hineingeworfen hatte. Jedes Mal, wenn ich an einem der eisernen Laternenpfähle vorbeilief, preschte mein Schatten an mir vorbei, verblasste schnell und löste sich dann ab – als hätte er nicht den Mut, zu bleiben.

Ich lief gerade am südlichen Torhaus vorbei und ging in die sechste Runde, als ich einen Blick über die Schulter warf und jemanden hinter mir entdeckte.

Eine Frau stand an einem Laternenpfahl, ihr Gesicht lag im Schatten, ihr roter Mantel fing das Licht von hinten ein und strahlte als rote Kontur in der Nacht.

*Eine junge Frau alleine hier draußen?*

Ich machte kehrt, leicht genervt von der Naivität des Mädchens – ihrer *Leichtsinnigkeit* oder was auch immer sie hergeführt hatte. Die Frauen von Manhattan – so großartig sie auch sind, manchmal vergessen sie, dass sie nicht unsterblich sind. Sie kön-

nen sich wie Konfetti in einen Freitagabend voller Spaß werfen, ohne daran zu denken, in welcher *Ritze* sie am Samstag enden werden.

Der Weg ging geradeaus nach Norden, der Regen pickste mich ins Gesicht, die Äste hingen tief und bildeten eine Art Tunnel über meinem Kopf. Ich lief an Reihen von Bänken und an der Bogenbrücke vorbei, Schlamm spritzte mir an die Schienbeine.

Die Frau – wer immer sie war – schien verschwunden zu sein.

Aber dann, weit weg, ein rotes Flackern. Als ich es sah, war es schon weg, doch Sekunden später konnte ich vor mir eine schlanke, dunkle Silhouette langsam am Eisengeländer entlanggehen sehen. Sie trug schwarze Stiefel, das dunkle Haar reichte ihr bis über die Schultern. Ich beschleunigte mein Tempo und beschloss, sie genau dann zu überholen, wenn sie bei einer der Laterne war, damit ich sie genauer ansehen und sichergehen konnte, dass alles in Ordnung war.

Als ich näher kam, hatte ich jedoch das eindeutige Gefühl, dass *nicht* alles in Ordnung war.

Es war der Klang ihrer Schritte, die zu schwer waren für eine so zarte Person, und ihr so steifer Gang, als wartete sie auf mich. Ich hatte plötzlich das Gefühl, dass sie sich, wenn ich sie überholte, umdrehen und ein Gesicht offenbaren würde, das nicht jung war, sondern *alt*. Das schwer gezeichnete Gesicht einer alten Frau würde mich mit leeren Augen anstarren und einem Mund wie einem Axthieb.

*Sie war jetzt direkt vor mir.*

Sie würde die Hand ausstrecken und mich am Arm packen, und ihr Griff würde stark sein wie der eines Mannes, *eiskalt* ...

Ich lief vorbei, aber sie hielt den Kopf gesenkt, das Gesicht von den Haaren verdeckt. Als ich mich wieder umblickte, war sie schon aus dem Licht getreten und nicht viel mehr als eine gesichtslose Form, die man aus der Dunkelheit ausgeschnitten hatte, die Schultern rot umrandet.

Ich lief weiter und nahm eine Abkürzung. Der Pfad wand sich durchs dichte Gebüsch, und die Zweige schlugen mir gegen die Arme. *Wenn ich das nächste Mal an ihr vorbeikomme, halte ich an und rede mit ihr – ich sage ihr, sie soll nach Hause gehen.*

Doch als ich die nächste Runde absolvierte, war keine Spur von ihr. Ich sah beim Hang nach, der zu den Reitwegen hinabführte.

*Nichts.*

Nach wenigen Minuten war ich am nördlichen Torhaus – ein Steingebäude, das von den Laternen nicht erreicht wurde und in Dunkelheit getaucht war. Ich konnte nicht viel mehr erkennen als eine schmale Treppe, die zu einer verrosteten Flügeltür führte, die mit Ketten verschlossen war. Daneben hing ein Schild: BETRETEN VERBOTEN! EIGENTUM DER STADT NEW YORK.

Als ich näher kam, sah ich mit Erschrecken, dass sie da oben war, sie stand auf dem Treppenabsatz und starrte zu mir hinab. *Oder sah sie durch mich hindurch?*

Bis ich es vollständig realisiert hatte, war ich schon blind weitergelaufen. Doch was ich in diesem Sekundenbruchteil gesehen hatte, schwebte mir vor Augen, als hätte jemand mit Blitz fotografiert: wirres Haar, der blutrote Mantel in der Dunkelheit faulig braun, ein Gesicht so komplett im Schatten, dass es mir denkbar erschien, dass es gar nicht da gewesen war.

*Offensichtlich* hätte ich den vierten Scotch nicht trinken dürfen. Vor gar nicht allzu langer Zeit hatte etwas mehr dazugehört, mich zu erschüttern. *Scott McGrath, ein Journalist, der zur Hölle fahren würde, um den Teufel zu interviewen*, hatte einmal ein Blogger geschrieben. Ich hatte das als Kompliment aufgefasst. Gefängnisinsassen, die sich die Gesichter mit Schuhcreme und Pisse tätowierten, bewaffnete, mit *Pedra* zugehörnte Teenager aus der Favela Vigário Geral, schwere Jungs aus Medellín, die jedes Jahr auf Riker's Island Urlaub machten – all das schreckte mich nicht. Es gehörte einfach zur Szenerie dazu.

Doch jetzt reichte eine Frau im Dunkeln, um mich zu verunsichern.

Sie musste betrunken sein. Oder sie hatte zu viel Xanax genommen. Oder es war eine Art kranke Mutprobe – ein fieses Mädchen von der Upper East Side hatte sie dazu angestiftet. Vielleicht war das Ganze aber auch eine Falle, und ihr Kanalratten-Freund wartete irgendwo darauf, mich zu überfallen.

Wenn *das* der Plan war, würden sie enttäuscht sein. Ich hatte keine Wertsachen dabei außer meinen Schlüsseln, einem Taschenmesser und meiner MetroCard, die ungefähr acht Dollar wert war.

Gut, vielleicht machte ich gerade eine *schwere Zeit* durch, eine *Pechsträhne*, oder wie auch immer man das nennen mochte. Vielleicht hatte ich mich nicht mehr verteidigt seit – naja, *strenggenommen* seit den späten Neunzigern. Aber wie man um sein Leben kämpft, vergisst man nicht. Und es ist nie zu spät, sich zu erinnern, es sei denn, man ist tot.

Die Nacht war unnatürlich still, *geräuschlos*. Der Nebel war vom Wasser weg in die Bäume gezogen und hatte den Weg wie eine Krankheit befallen, Abgase von etwas, das hier in der Luft lag, etwas Böartigem.

Eine Minute später kam ich wieder zum nördlichen Torhaus. Ich rannte vorbei und erwartete, sie auf dem Treppenabsatz zu sehen.

Er war menschenleer. Von ihr war nirgendwo eine Spur.

Und doch, je länger ich lief und je weiter sich der Pfad wie ein Tunnel zu einer dunklen neuen Dimension vor mir abspulte, desto mehr kam mir die Begegnung unvollständig vor, ein Lied, das zu früh ausgeblendet wird, ein Filmprojektor, der Sekunden vor der zentralen Verfolgungsjagd stotternd zum Stehen kommt und nur eine weiße Leinwand hinterlässt. Ich wurde das eindringliche Gefühl nicht los, dass sie noch *hier* war, sich irgendwo versteckt hielt und mich beobachtete.

Ich hätte schwören können, dass da ein Hauch von Parfüm den

feuchten Geruch von Schlamm und Regen durchdrang. Ich blickte mit zusammengekniffenen Augen in die Schatten am Hang und rechnete damit, jeden Augenblick ihren leuchtend roten Mantel zu entdecken. Vielleicht saß sie auf einer Bank oder stand auf der Brücke. *War sie hier, um sich etwas anzutun?* Was, wenn sie auf das Gelände kletterte, dort wartete und mich mit einem Blick ohne jede Hoffnung anstarrte, bevor sie sprang und wie ein Sack Steine auf die tief unter ihr liegende Straße fiel?

Vielleicht hatte ich einen *fünften* Scotch getrunken, ohne es zu merken. Oder diese verdammte Stadt setzte mir langsam zu. Ich lief die Treppe hinunter, den East Drive entlang und raus auf die Fifth Avenue. Dann bog ich in die East 86th Street ab. Inzwischen regnete es heftig. Ich joggte drei Blocks, vorbei an verriegelten Restaurants und hellen Foyers, aus denen ein paar Portiers gelangweilt nach draußen sahen.

Beim Lexington-Eingang zur Subway hörte ich das Rumpeln eines herannahenden Zuges. Ich sprintete die nächste Treppe hinab, zog meine MetroCard durch den Schlitz und drängte mich durch das Drehkreuz. Ein paar Menschen warteten am Bahnsteig – zwei Teenager, eine ältere Dame mit einer Bloomingdale's-Tüte.

Der Zug schlitterte in den Bahnhof und kam kreischend zum Stehen. Ich stieg in einen leeren Wagen ein.

*»Dies ist ein Four-Train in Richtung Brooklyn. Nächster Halt 59th Street.«*

Ich schüttelte den Regen ab und starrte hinaus auf die menschenleeren Bänke und eine graffitiübersäte Reklame für einen Sciencefiction-Film. Jemand hatte den rennenden Mann auf dem Plakat erblinden lassen, indem er die Augen mit schwarzem Filzstift übermalt hatte.

Die Türen schlugen zu. Mit einem Ächzen der Bremsen setzte sich der Zug in Bewegung.

Und dann bemerkte ich mit einem Mal, wer da langsam die Treppe in der hinteren Ecke herunterkam – glänzende schwarze

Stiefel und *Rot*, ein roter Mantel. Während sie immer weiter hinabstieg, wurde mir klar, dass sie es war, das Mädchen vom Reservoir See, der Geist – *oder was zur Hölle sie auch war*. Doch bevor ich das so Unwahrscheinliche begreifen konnte, bevor mein Verstand aufschreien konnte, *Sie ist hinter mir her*, war der Zug schon im Tunnel, die Fenster wurden schwarz, und ich starrte nur noch mich selbst an.